

Nr. 66. Bromberg, den 6. Mai 1925.

Frau Mirjam und ihre Töchter.

Ein Roman aus geweihten Landen
von Erich Friesen.

(6. Fortsetzung.)

Am andern Morgen kehrt Frau Mirjam wohlbehalten von ihrer kleinen Reise zurück.

Ihre Töchter belästigen sie nicht mit Fragen. Sie sind von Kindheit an gewöhnt, daß die Mutter ihre Angelegenheiten für sich behält. Doch im stillen wundert sich Irmgard über das blühende und auffallend heitere Aussehen der Mutter, die den Eindruck macht, als sei ihr ein großes Glück widerfahren.

Am Nachmittag, ungefähr zur selben Zeit wie gestern, klopft es wieder unten an der Haustür — diesmal laut, brutal.

Ehe Gerhilde ihrer Befürchtung Ausdruck geben kann, ist Frau Mirjam bereits leichtfüßig die Treppe hinuntergeeilt.

Atemlos lauschen oben die beiden Mädchen.

Sie hören die Mutter die Tür öffnen und einen leisen Schreckensruf ausstoßen . . . und gleich darauf ein breites, spöttisches Männerlachen.

Schon will Irmgard hinabeilen, um für alle Fälle bei der Mutter zu sein.

Da sagt unten eine fette Stimme auf türkisch:

„Also wirklich, du bist es Mirjam? Sei mir gegrüßt! Wer hätte gedacht, daß das hochgewachsene, blonde Mädchen, das mein Wohlgefallen erregte, deine Tochter ist! Die Tochter meiner „kleinen Gazelle", mit der ich vor vielen, vielen Jahren in den Gärten ihres Vaters herumtollte und die grünen Kakadus und possierlichen Äffchen neckte!"

Kleine Pause.

Frau Mirjam erwidert nichts, und Abdallahs Stimme fährt spöttisch fort:

„Wie ist es der „kleinen Gazelle" ergangen während der langen Zeit? Allah scheint sie in seinen Schutz genommen zu haben; denn sie sieht schön und jugendlich aus, wie eine Rose!"

Die beiden dicht aneinandergeschmiegten Mädchen oben auf der Treppe trauen ihren Ohren nicht. Sie verstehen Türkisch ebenso gut wie Deutsch und erwarten klopfenden Herzens die Antwort der Mutter auf diese unverschämte Begrüßung.

Doch die erhoffte Abweisung bleibt aus.

Dagegen wird aufs Neue die dreiste Männerstimme hörbar.

„Was macht der arme Bruno — eh?"

„Bruno — Bruno ist — ist — — tot!" stammelt Frau Mirjam.

„Tot?! Nicht möglich! . . . Na, für dich, meine „kleine Gazelle", ein Glück — für dich und für — alle! Du konntest unmöglich wünschen, daß ein — —"

Er bricht ab. Frau Mirjam hat ihm hastig ein paar Worte zugeflüstert, die ihre Töchter oben nicht verstanden.

„Ah so! Ich begreife!" erwidert der Mann halblaut. „Mirjam weiß, Abdallah war stets ihr Freund — und auch **sein** Freund, der Freund des armen Bruno . . . Also kein Wort über gewisse Dinge — —"

Und zynisch lacht er auf.

Irmgard steigt das Blut zu Kopf vor Empörung. Ihr Zartgefühl sagt ihr, daß die Unterhaltung dort unten nicht für ihre und Gerhildens Ohren bestimmt ist. Rasch will sie die Schwester von ihrem Lauscherposten zurückziehen.

Da hört sie, wie der Beduine unten spöttisch fragt:

„Will die „kleine Gazelle" ihren lieben Freund nicht auffordern, näherzutreten? Ich komme direkt von Jaffa und bin müde wie ein Hund. Auch möchte ich deiner hübschen Tochter erklären —"

Ein leiser empörter Ausruf entschlüpft Gerhildes Lippen. Krampfhaft drückt sie den Arm der Schwester. Am liebsten möchte sie hinabeilen und dem Frechen ins Gesicht schlagen.

„Still, still!" raunt Irmgard ihr ins Ohr. „Sie kommen!"

Kaum haben die beiden Mädchen Zeit, sich von ihrem Lauscherposten zurückzuziehen — da tritt die Mutter schon ins Zimmer, gefolgt von dem Beduinen.

„Ah, bei Allah! Da ist ja meine holde Blume!" ruft der Beduine mit spöttischem Auflachen, Gerhilde von der Seite anblinzelnd. „Abdallah wußte, daß er sie wiedersehen würde; denn er hatte es sich fest vorgenommen. Und was Abdallah sich einmal vornimmt, das setzt er auch durch — ob so oder so. Also — keine Feindschaft, mein Täubchen!"

Gerhilde ignoriert die ausgestreckte Hand. Zornig funkeln ihre großen, schwarzen Augen den kecken Eindringling an.

„Ich verzichte auf dies Wiedersehen!"

Und mit einem kaum merklichen Neigen ihres stolzen Köpfchens geht sie an ihm vorbei, zur Tür hinaus.

Doch der Beduine scheint sich durchaus nicht verletzt zu fühlen. Im Gegenteil.

Wohlgefällig blickt er der schlanken Gestalt nach.

„Meine schlanke Palme hat Temperament. Die richtige Tochter ihrer Mutter!" schmunzelt er. „Gerade so behandeltest du mich oft, Mirjam, als du noch meine „kleine Gazelle" warst. Und immer besser gefielst du mir. Was leicht zu erreichen ist, reizt Abdallah nicht. Aber wo es einen Kampf zu kämpfen gibt oder ein Hindernis zu beseitigen, da hängt er fest wie eine Klette — hahaha!"

Frau Mirjam erwidert nichts. Mit verschlungenen Händen lehnt sie am Fensterkreuz — ein Bild tiefster Seelenqual.

Mit einem mitleidigen Blick auf die Mutter tritt Irmgard, die sich bis dahin schweigend im Hintergrund gehalten, vor.

„Liebe Mutter, möchtest du nicht —"

Eine müde, abwehrende Handbewegung läßt sie nicht vollenden.

Abdallah aber sieht sich erstaunt um.

„Noch eine Tochter, schlank und hochgewachsen wie die Tanne des Nordens?"

„Meine Tochter Irmgard."

„Ah, richtig!" Ein [illegible] Blick mißt Irmgard von oben bis unten, während er ihr die Hand entgegenstreckt, die das Mädchen nur widerstrebend mit ihren kühlen Fingern berührt. „An diese ältere Tochter dachte ich gar nicht mehr. War mir stets zu sanft, zu taubenhaft. Aber die andere! Die andere! Schon damals schnitt sie mich, wenn ich euch besuchte und sie an ihren langen Locken zerren wollte. Schon damals gefiel mir die kleine wilde Katze! Und jetzt noch mehr! Hahaha!"

Damit läßt der Beduine sich aufs Sofa nieder und schlägt den Burnus zurück.

Leise aufseufzend, kommt Frau Mirjam näher. Mit müder Stimme gibt sie ihrer Tochter Anweisung, eine Erfrischung zu bereiten.

Nur ungern verläßt Irmgard das Zimmer. Ihr graut vor dem Manne, der sich wie ein alter Freund ihrer Eltern gebärdet und der auf die arme Mutter solch niederschmetternden Einfluß ausübt.

Es ist, als ob Frau Mirjam die Empfindungen ihrer Tochter ahnte. Mit mattem Lächeln nickt sie ihr zu.

„Geh' nur, mein Kind! Geh!"

Mit möglichster Geschwindigkeit bereitet Irmgard draußen in der kleinen Küche ein paar Tassen türkischen Kaffee. Dabei lauscht ihr Ohr beständig nach dem Zimmer hin, ob die Mutter nicht etwa ihrer bedürfe.

Doch nichts dergleichen. Die Unterhaltung scheint einen normalen Verlauf zu nehmen, wobei allerdings der Beduine fast beständig spricht, während die Mutter nur hie und da eine kurze Bemerkung einflicht.

Plötzlich hört Irmgard, wie die Stimme des Beduinen lauter, erregter wird, so daß sie jetzt sogar die einzelnen Worte versteht:

„Als der blonde Deutsche damals in Jaffa auftauchte und das Wohlgefallen der „kleinen Gazelle" erregte — da wußte Abdallah, was die Glocke geschlagen hatte. Und er schwur sich bei Allah und dem Propheten — —"

Mit einer heftigen Gebärde öffnet Irmgard die Tür. Sie mag nicht länger unfreiwillige Zeugin einer Unterhaltung sein, die ihr Herz mit namenloser Angst erfüllt.

Sofort bricht Abdallah ab. Seine Unterlippe schiebt sich vor, und ein Zornesblick unter gerunzelten Brauen hervor trifft die unwillkommene Störerin, während seine Finger ungeduldig auf der Tischplatte herumtrommeln.

Frau Mirjam steht am Fenster, den Kopf leicht gesenkt, als drücke sie eine schwere Last.

Rasch serviert Irmgard den dampfenden Mokka.

Dann sagt Frau Mirjam mit leiser, widerstrebender Stimme:

„Rufe Gerhilde!"

Irmgard blickt die Mutter unruhig fragend an. Ein Wink, und sie verläßt das Zimmer, um den Befehl auszuführen.

Gerhilde sitzt in ihrer kleinen Kammer auf dem Bettrand und liest den letzten Brief ihres Verlobten — wohl zum zehnten Male — als Irmgard eintritt.

„Nun?"

„Die Mutter läßt dir sagen, du mögest herunterkommen, Hilde!"

„Ist der —" mit einer verächtlichen Bewegung — „der Mensch fort?"

„Nein. Aber —"

„Dann bleibe ich oben!"

Und wieder steckt Gerhilde das zierliche Näschen in den Brief.

„Liebe Hilde —" beginnt Irmgard aufs neue in bittendem Tone — „komm doch mit!"

„Nein."

„Denk an die Mutter!"

„Eben weil ich an die Mutter denke!" erwidert Gerhilde heftig. „Sie sollte solch einen Menschen nicht in ihrem Hause empfangen! Ein Mann, der ein schutzloses Mädchen auf der Straße verfolgt und beleidigt —"

„Er scheint ein Freund vom Vater gewesen zu sein."

„Um so schlimmer für den Vater, wenn er solche Freunde hatte."

„Hilde!"

„Ich weiß, es ist unkindlich von mir, wenn ich so über den toten Vater spreche. Aber ich bin zu empört! Ein solcher Mensch wie der Beduine da unten —"

„Er ist vielleicht nicht so schlecht, wie du denkst, Hilde!"

„Ich w e i ß, daß er schlecht ist, und du weißt es auch, Irmgard!" erwidert Gerhilde zornig. „Du fürchtest dich nur vor ihm — gerade wie die Mutter. Wie kann man so schwach sein! Schämt euch, alle beide! . . . Ich — ich fürchte mich nicht, das sollt ihr sehen. Jetzt geh' und sage der Mutter — aber so, daß der Mensch da unten es hört — ich käme nicht eher herunter, als bis wir wieder allein sind!"

Gerhildes Ton ist so bestimmt — schweren Herzens gibt Irmgard ihr Bitten auf. Nach einer passenden Entschuldigung für die Schwester suchend, geht sie wieder hinab.

Doch der Beduine enthebt sie jeder Ausrede.

„Will nicht kommen, die kleine Hexe, wie? Lieber hungern, als Abdallah das Vergnügen ihrer Gesellschaft gönnen! Das nenn' ich Temperament! Ein Kopf wie Eisen. Kein weiches Wachs, das jeder kneten kann nach seinen Wünschen."

Und ein verächtlicher Blick aus den stechenden schwarzen Augen trifft Irmgard, die sich in der ihr eigenen sanften Art schweigend im Zimmer zu schaffen macht.

Ein einziger Blick zwischen Mutter und Tochter hat genügt, um Irmgard zu bestätigen, was sie sofort geahnt hatte: daß Vorsicht dem Beduinen gegenüber geboten sei.

So verhält sie sich während des Kaffeetrinkens zumeist schweigend und beobachtet nur den unheimlichen Menschen, während er fast ununterbrochen schwatzt: von dem „vielen Geld", das er zusammengescharrt . . . von seiner Freundschaft für seine „kleine Gazelle", wie er Frau Mirjam noch immer nennt, und für den „armen Bruno" . . . von seiner „eisernen Willenskraft und Energie", die ihn alles, was er sich einmal in den Kopf gesetzt, zur Ausführung bringen läßt, „selbst, wenn ein Unglück darüber entstehen sollte" . . . und von seiner Begeisterung für die „kleine wilde Katze" da oben, die er „schon noch zähmen" wird . . .

Und Irmgard gewahrt mit Schaudern den grausamen Zug in dem listigen Gesicht. Und ihr Herz erbebt bei dem Gedanken, was das Los der Schwester sein würde, wenn es diesem skrupellosen Manne einfallen sollte, seine Faust nach ihr auszustrecken.

Arme Hilde.

Und arme, arme Mutter!

Während Frau Mirjam bleich und ängstlich den unwillkommenen Gast bedient, fragt der Beduine plötzlich ganz unvermittelt:

„Ist dies Haus dein Eigentum, Mirjam?"

Schweigend schüttelt Frau Mirjam den Kopf.

„Möchte die „kleine Gazelle" es gern haben? Abdallah wäre nicht abgeneigt, es ihr —"

Zum ersten Male, seit der Beduine in ihren Mauern weilt, rafft Frau Mirjam sich auf

„Frau Mirjam Althoff empfindet dieses Anerbieten als eine Beleidigung", erwidert sie stolz.

Ein vergnügtes Grinsen verzieht die Lippen des Beduinen, während sein Blick das vor Empörung gerötete Gesicht vor ihm streift.

„Jetzt erkennt Abdallah seine „kleine Gazelle" wieder", lacht er zynisch auf. „Stolz und temperamentvoll wie die „kleine wilde Katze" oben! Schwer zu sagen, wem die Palme der Schönheit gebührt, der Mutter oder der Tochter! . . . Nun der arme Bruno tot ist, kann meine teure Freundin aufs Neue freien. Wenn nicht die „kleine wilde Katze" da oben wäre, die es Abdallah angetan hat — wer weiß — — aber was hast du denn?" unterbricht er sich plötzlich, die Hand auf Frau Mirjams Arm legend. „Die Rosen der Wangen erbleichen auf einmal zu schneeweißen Lilien!"

Voll Abscheu schüttelt Frau Mirjam die Hand ab und steht auf, einen möglichst weiten Zwischenraum zwischen sich und den Mann legend. —

Als bald darauf die Haustür sich hinter dem unwillkommenen Besucher geschlossen hat, sinkt Frau Mirjam mit einem leisen Aufstöhnen in einen Stuhl; ihr Kopf senkt sich auf die Brust herab, als fände er keine Kraft mehr zum Widerstand gegen die Wucht des Schicksals.

Da fliegt die Tür auf und herein stürzt Gerhilde, dunkelrot vor Zorn. Sie hat die Haustür zufallen gehört und fiebert danach, ihrer Empörung Luft zu machen.

Doch beim Anblick der in sich zusammengesunkenen Gestalt der Mutter — diesem bemitleidenswerten Bild vollständiger Hoffnungslosigkeit und Resignation — unterdrückt sie den ihr auf der Zunge schwebenden Vorwurf.

Die ganze Liebe und leidenschaftliche Zärtlichkeit, die das Herz dieses tief und impulsiv empfindenden Mädchens für die Mutter erfüllen, brechen sich Bahn in dem Ausruf:

„O Mutter! Liebste Mutter! Habe ich dir weh getan durch mein ungezogenes Benehmen? Schilt mich! Straf mich! Ich verdiene es."

Anstatt des erwarteten Tadels ringen sich leise Worte der Anklage gegen sich selbst von Frau Mirjams Lippen. Nie hätte sie dem Schurken Einlaß in ihr Haus gewähren dürfen. Sie habe nicht gewußt, wer draußen stand, als sie die Tür öffnete, und im ersten Augenblick die Geistesgegenwart verloren, sonst hätte sie ihm die Tür vor dem Gesicht zugeschlagen.

Im Nu verwandelt sich Gerhildes Zorn in Mitleid mit der Mutter. Die Sache sei ja gar nicht so schlimm, die Mutter sähe viel zu schwarz. Wenn es jenem „Ungeheuer" belieben sollte, wiederzukommen, werde sie selbst ihn empfangen. Dann solle ihm die Lust vergehen, das arme Mütterchen zu quälen und zu ängstigen.

„Und nun, da wir alle hungrig sind — auch euch ist der Appetit vergangen, wie ich sehe —" mit einem Seitenblick auf die gefüllten Mokkatassen — „nun wollen wir uns hinsetzen und es uns schmecken lassen, als gäbe es keinen Abdallah mit seitwärts schielenden Augen und hängender Unterlippe!"

Und Gerhilde verzieht in altgewohntem Übermut ihr reizendes Gesicht zu einer hämischen Grimasse, die das Charakteristische in den Zügen des Beduinen nachahmen soll.

Die Wirkung ist überwältigend.

Irmgard lacht hell auf, und selbst in das sorgenvolle Antlitz der Mutter stiehlt sich ein leises Lächeln.

Durch das niedrige Fenster fällt ein Sonnenstrahl direkt auf die kleine Gruppe.

Grell bleuchtet er die edlen, feinen Züge der Mutter, das sanfte, sinnende Antlitz Irmgards und Gerhildes lachendes Schelmengesicht.

Alles Ungemach ist für kurze Zeit vergessen.

Die lebenspendende Gottessonne weckt selbst in den tiefstgebeugten Herzen neue Hoffnung und neuen Lebensmut.

(Fortsetzung folgt.)

Das Automobil.

Von Werner Stein.

(Nachdruck verboten.)

Gestern traf ich meinen alten Freund Agbert Sjoström auf der Straße. Ich war wirklich erfreut, ihn mal wieder zu sehen, legte mein Antlitz in strahlende Falten, ging auf ihn zu. Aber Agbert setzte sein eisigstes Gesicht auf, tat, als ob er mich nicht sähe, sah durch mich hindurch, über mich hinweg und ging vorüber. Ich wußte, weiß Gott, nicht, was ich dem alten Knaben getan hatte. Oder sollte er gar etwa . . . .? Aber das ist doch gar nicht möglich, ich hatte die Sache doch gar nicht böse gemeint, und dann ist die Sache doch schon ein ganzes Jahr her.

Das war im Juni, ich weiß das noch ganz genau, denn damals war ich gerade mit Lotte zusammen. Ach, Lotte war das süßeste Geschöpf auf Gottes Erdboden. Klug, hübsch, bescheiden und ganz furchtbar lieb. Ich stand mit Lotte am Gadebronnenplatz vorm Grand-Café de l'Europe und sah mir gerade einen kleinen wundervollen, süßen Zweisitzer Bugatti an, der da in der Gegend herumstand. So heliotrop lackiert, fabrikneu, sechsfach Dunlop bereift, mit allen Schikanen der Neuzeit, nie wiederkehrende Gelegenheit.

Da kam Sjoström, den ich lange nicht gesehen hatte, auf uns zugesegelt. Fiel mir fast um den Hals, machte Lotte ekelhafte Stielaugen, was mich fürchterlich ärgerte. Schlug mir jovial mit aller Kraft auf die Schulter, sagte: „Na, alter Knabe, wohl viel Geld verdient, reicher Mann geworden?“

„Danke schön, hält sich so, ist mir schon schlechter gegangen . . .“

„Feines Auto — das ja! Ja, ja, ihr reichen Leute!“

„Ach Gott“, meinte ich, „der eine hat dies, der andere jenes.“

„Du, hör mal“, sagt da Sjoström, „ich habe so lange kein Auto mehr zwischen den Beinen gehabt, ich möchte ganz gern mal ein paar Runden hier um die Kirche fahren, wenn du nichts dagegen hast.“

„Wenn kein anderer was dagegen hat, mir kann es recht sein“, meinte ich.

Lotte verkroch sich vor Freude friedlich hinter meinen Rücken und grinste vor Wonne wie ein Spanferkelchen.

Sjoström kletterte sachverständig in den kleinen süßen Zweisitzer, ließ den Motor an, rief uns im Abfahren zu: „Du, der Kasten geht wie geschmiert, was?“ „Ja,“ schrie ich zurück, „ist ein feiner Wagen!“

Sjoström saß strahlend auf seinem Sitz, hupte fröhlich durch die Gegend, einmal rund um die Kirche, zweimal, dreimal, lachte uns im Vorüberfahren immer begeistert an.

„Hör mal“, sagte Lotte, „das wird ein feiner Krach, wenn der Besitzer kommt!“

„Das glaube ich auch!“, pflichtete ich ihr aus voller Seele bei.

Hinter uns tauchte eine blonde Reckengestalt auf, schaute verdutzt auf die Stelle, wo der Wagen gestanden. Sjoström war gerade mal wieder hinter der Kirche verschwunden. Der Mann wurde sichtlich nervös, kam auf uns zu, fragte: „Sagen Sie, hier stand doch ein Auto!?“

„Ja“, sage ich, „so ein süßer kleiner Zweisitzer!“

„Ganz recht!“ meinte jener, „wissen Sie vielleicht, wo der hingekommen ist?“

Gerade bog Sjoström zum fünftenmal um die Kirche. Ließ kräftig die Hupe tönen. Mein neuer Nachbar stierte wie irr auf das Auto und seinen neuen Insassen. Brüllte auf, wie ein zu Tode getroffener Stier, stürzte Sjoström entgegen.

„Wollen Sie anhalten, Sie Hallunke??!“

Sjoström brüllte zurück: „Geh mal ein bißchen aus dem Weg, alter Freund, oder hast du Sehnsucht nach der Unfallstation?“ Hupte fröhlich und verschwand wieder einmal unseren begeisterten Blicken.

Ich zog mich mit Lotte ganz vorsichtig in das Café zurück, ganz vorn an die Brüstung des Vorgartens, so Orchesterfauteuil. Wir waren neugierig auf die Dinge, die da kommen sollten.

Der große Blonde schrie in allen Tonnuancen nach der Polizei.

Ein Schutzmann kam friedlich über den Damm angesegelt. Der Blonde schrie ihm gleich zu von „Autodieb“ und „da fährt er sogar noch spazieren!“ und, „daß er so etwas in einem zivilisierten Staat nie für möglich gehalten hätte.“

Sjoström kam gemächlich um die Ecke gejuckelt, so mit erstem Gang. Wahrscheinlich wollte er das seltene Vergnügen ganz behaglich auskosten. Mein Großer und der Polizeimann stürzten sich wie Helden auf ihn, kriegten ihn am Kragen zu fassen, zwangen ihn zum Anhalten. Gleich waren die Leute um die Drei herum.

Ich wundere mich immer von neuem darüber, wieviel Zeit die Leute haben. Immer sind genug da, die nichts anderes zu tun zu haben scheinen, als an den kleinen Geschehnissen des Tages lebhaften Anteil zu nehmen.

Man zog den sich heftig wehrenden Sjoström aus dem Wagen. Man sah eine Menge geschwungener Stöcke. Geschwungene Fäuste. Langsam drängte ich mich mit Lotte an die Peripherie des Tumultes. Die Straßenbahnen standen in langer Reihe, konnten nicht weiterfahren. Die Leute tauschten in heftiger Diskussion ihre Meinungen über diese beispiellose Frechheit des Täters aus.

„Ja!“, sagte ich in einem Augenblick, wo man mich gut hören konnte, „ja, diesen Tagedieben, die anständigen Menschen ihr bißchen Hab und Gut nehmen, sollte man einen tüchtigen Denkzettel geben!“

Ich erntete begeisterten Beifall. Ein großer Kerl ganz vorne, stark wie ein Schlächtergeselle, federte Sjoström durch die Luft. Der sah erbarmungswürdig genug aus. Kragen und Krawatte zerrissen, ein Auge blau, das andere verschwollen. Zu Worte kam er überhaupt nicht. Dann kamen noch ein halbes Dutzend Polizisten. Der große Blonde setzte sich in seinen süßen Zweisitzer Bugatti, Sjoström wurde von den Beamten in die Mitte genommen und dann ging ein langer Zug zur Wache. Hinterher Hunderte von Menschen. Das waren die Zeugen.

Das war der letzte Eindruck, den ich von Agbert Sjoström hatte. Ich meine, daß man mir kaum Schuld an den Ereignissen geben kann. Hatte ich ihm etwa gesagt, daß der kleine liebe Wagen mir gehörte??! — Und selbst, wenn ich wirklich irgendeine Schuld haben sollte, was ich aber nie und nimmer einsehen würde, dann kann ich immer noch nicht verstehen, wie ein Mensch so nachtragend sein kann. Das ist ein Zeichen von schlechtem Charakter.

Und dabei hatte ich Agbert eigentlich immer für einen sehr anständigen Menschen gehalten. Ja, man lernt eben nie aus!

Culm an der Weichsel.

Auf der Fahrt von Bromberg nach Dirschau braucht man in der Nähe der Station Terespol nur rechts aus dem Zuge zu schauen, und es blinkt durch eine Talsenkung und Lichtung im Walde von der jenseitigen Weichselhöhe schier wie eine Fata Morgana eine liebliche, getürmte Stadt. Und wer nun gar in der Weichselniederung von Grutschno nach Schwetz fährt, dem prägt sich die charakteristische, zusammengefaßte Silhouette der Stadt auf dem Berge unvergeßlich ein. Und immer hat das Bild seinen besonderen Reiz, ob man es in der Zeit der Maienblüte oder im Schneeglanz, bei Sonnenschein oder Mondenlicht sieht. Um diese malerisch gelegene Stadt mit Genuß zu besuchen, muß man ein gut Stück auf dem Weichseldamme wandern, mit der Fähre übersetzen, durch den Nonnenwald streifen und dann langsam emporsteigen. Von den Anlagen an der Stadtmauer hat man einen unbeschreiblich schönen Blick über das Weichseltal tief unten.

Das ist Culm.

Früher hatte Culm noch einen weit anderen Klang als jetzt. Im ältester geschichtlicher Zeit war Culm der Hauptort des Culmer Landes, des Landstrichs zwischen Weichsel, Drewenz und Ossa, des Kampfgebietes zwischen Polen und Preußen. Als der Herzog Konrad von Masovien in den Besitz des Culmer Landes kam und sich der heidnischen Preußen nicht erwehren konnte, übergab er dem Bischof Christian den größten Teil des Landes. Culm wurde 1222 der Sitz des ersten Bistums in Preußen. Die Hoffnungen, die Konrad auf Christian gesetzt hatte, erfüllten sich aber nicht. Christians Kreuzheer löste sich auf, und die Preußen hausten schlimmer als vorher, ja sie drangen sogar bis zur masovischen Residenz Plock vor. In seiner Not wandte sich Konrad an den deutschen Ritterorden. Unter Zustimmung Christians schenkte er dem Kreuzritterorden das Culmer Land, das freilich erst zu erobern war. Das war aber für den Orden die gegebene Heldenaufgabe. Mit nur 10 Ritterbrüdern begann um 1230 die Unternehmung. Nessau und Thorn waren

die ersten Burgen. Dann ging's auf das andere Ufer der Weichsel hinüber. 1232 wurde bei dem heutigen Althausen Burg und Stadt Culm von dem Landmeister Hermann Balk erbaut. Von ihm erhielt die Stadt auch in der Handfeste am 28. Dezember 1233 das deutsche Magdeburgische Recht. Wegen Wassersnot wurde 1254 die Stadt Culm eine Meile weiter auf einen Berg verlegt, während die Burg auf derselben Stelle blieb und den Namen Althaus Culm erhielt. Der Bischofssitz wurde 1243 nach Culmsee verlegt. Der Orden baute die neue Stadt prächtig aus. Culm wurde für alle späteren Gründungen das Muster und Maß. Seitdem wurde das Culmische Recht verliehen und nach Culmischen Morgen, Maß und Gewicht gerechnet. Bis zum Jahre 1309 blieb Culm der Sitz des deutschen Ritterordens*), dann

Der Hochmeister Conrad Zöllner von Rotenstein faßte sogar den Plan, in Culm für das Ordensland eine Universität zu errichten, und zwar nach dem Muster von Bologne. Der Papst bestätigte 9. Februar 1387 diesen Plan und erwähnte, man habe diese Stadt gewählt, weil sie „die vorzüglichste und vor anderen Städten zu einer Universität bequem sei, eine gesunde Luft wie einen Überfluß an Lebensmitteln und anderen nötigen Dingen habe". Dieser Universitätsplan scheint aber nicht zur Ausführung gekommen zu sein.

Im Jahre 1300 gehörte Culm zur Hansa, war nächst Danzig und Thorn der größte Handelsplatz an der Weichsel und führte Getreide bis nach Flandern.

Nach dem Zusammenbruch des Ordens wurde Culm dem Namen nach eine polnische Wojewodschaft, aber die Gerichte wurden nach Schönsee, Thorn und Rehden verlegt. 1505 gab der polnische König Culm den Bischöfen von Culm. Das war der Verderb Culms, daß es Bischofsstadt wurde. Zwar hat es den Ruhm, das evangelische Bekenntnis, das um 1550 wie in allen Städten Pommerellens die ganze deutsche Bürgerschaft erfaßt hatte, so unterdrückt zu haben, daß 1670 nur 12 Evangelische in der Stadt waren. Aber das Leben und die Blüte Culms war damit auch dahin.

Als 1772 Friedrich der Große Culm übernahm, hatte die Stadt nur 40 Häuser. Väterlich und mit großer Energie sorgte der alte Fritz für den Wiederaufbau Culms. Er errichtete auch eine Kadettenanstalt, zu deren Unterhaltung die Mennoniten für ihre Befreiung vom Militärdienste mit der Waffe beisteuern mußten, und in der Nähe neue Ansiedlungen evangelischer Schwaben entstanden. Da evangelische Bürger nach Culm zogen, schenkte der König das am Markt liegende englische Packhaus zum Bau einer evangelischen Kirche. Die aus dem Material des abgebrochenen Packhauses 1782 erbaute Kirche wurde aber bald baufällig. So wurde denn 1849 die leerstehende Kirche des aufgehobenen Dominikanerklosters der evangelischen Gemeinde zum Gottesdienst überwiesen.

Wegen der isolierten Lage hat sich Culm aber nicht so wie Graudenz und Thorn entwickeln können, nur in letzter preußischer Zeit sind neue Jägerkasernen gebaut worden.

Aber gerade deshalb macht Culm auf den Besucher den starken Eindruck der Geschlossenheit und Eigenart. Da wandert man an der alten Stadtmauer mit dem Graudenzer Tor und dem Pulverturm entlang. Da schaut man über das Fribbetal nach der Schwabenkolonie Brosowo, Watterowo, Sackschewo u. a. Da betrachtet man die schönen Kirchen, die kraftvolle Pfarrkirche, die zwei Türme haben sollte, deren einer aber der Sage nach durch Blitzschlag vernichtet wurde, weil der Baumeister laut eines Paktes mit dem Teufel auch des Sonntags arbeitete, die idyllische Nonnenkirche hart auf steiler Höhe des Weichseltales, einst Klosterkirche der Cisterzienserinnen, später der Benediktinerinnen, die Franziskanerkirche mit dem klassisch nach alten farbigen Ordensmustern 1903/4 erneuerten Innern, die ehemalige turmlose Dominikanerkirche mit der schönen Giebelfassade. Man besieht das Rathaus, das wie eine Miniaturausgabe des Posener Rathauses anmutet und an dessen einer Wand ein Eisenstab das Culmische Maß angibt. Man wandert die Friedrichstraße entlang und sieht sich durch die nüchternen praktischen Häuser in die friderizianische Zeit versetzt, besucht auch das ehemalige Kadettenhaus, dessen einstiger Schüler der Kriegsminister von Roon war. Auch das vor kurzem entdeckte Geburtshaus von Hermann Löns in der Heiligen Geiststraße kann man besuchen.

Was Culm bis zum heutigen Tage den Charakter aufgeprägt hat, ist im Culmer Stadtwappen zu sehen: der deutsche Ordensritter auf schreitendem Rosse.

J. P.

---

*) Die Bürger waren sämtlich Deutsche, Polen wohnten nur in der sog. Fischerei unterhalb des Berges. strahlte Marienburgs Stern auf.

Maientanz.

Von Otto Julius Bierbaum.

Blütenblätter jagt der Wind
von den jungen Zweigen,
die sich nun im ersten Sturm,
Frühlingssturme, neigen.

Rosarote Apfelblüh
tanzt mit schneeig weißen
Kirschenblüten Ringelreih
hell in Wirbelkreisen.

Junge Birken beugen sich
Jungferngrün im Winde,
leise wispert's, froh erstaunt,
in der alten Linde.

Heia, erster Frühlingssturm,
Blütenblätterfeger,
sei gegrüßt, Lenzjunker Wind,
allerliebster Jäger!

Nicht zum Morde ruft dein Horn,
ruft zu Tanz und Leben,
über deinem Hussa-Zug
Schmetterlinge schweben.

Letztes Winterwehtum treibt
dein Halli von hinnen,
Hüte hoch und juhuhu!
Maitanz soll beginnen!

Wie der Blütenblätterschnee
wolln wir Wirbel drehen,
Wie's der alte Maienbaum
nimmer noch gesehen.

Flöte kichert, Geige singt,
und der Baß brummt bieder,
doch der Lenzwind über uns
hat die schönsten Lieder.

Hat die große Melodei,
helle Sturmlustweise;
nach des Lenzen Pfeife tanzt,
tanzt die frohen Kreise!



Bunte Chronik



* **Die Arbeiterwerbung in Japan.** Ein besonderes System, ihre Arbeiter zu werben, haben die Japaner. Die Besitzer der großen Spinnereien in Kobe stellen die Arbeiterinnen nicht gegen Tage- oder Wochenlohn an, wie dies bei uns üblich ist, sondern sie erhalten die jugendlichen Arbeiterinnen von deren Eltern gegen einen Vertrag, der meist auf 5 oder 10 Jahre abgeschlossen wird. Die Arbeiterinnen, die so angeworben sind, dürfen die Fabrik während dieser Zeit nicht verlassen und haben Heim und Verpflegung bei ihrem Arbeitgeber. Dies hat auf der anderen Seite den Vorteil, daß sie auch in Zeiten schlechter Konjunktur nicht entlassen werden können. Diese Gefahr, unter der der europäische und der amerikanische Arbeiter immer steht, besteht also für die japanischen Arbeiter und Arbeiterinnen nicht, ein Grund, weshalb dieses Land vor sozialen Erschütterungen und Revolutionen bisher immer verschont geblieben ist. — Dabei sind die Löhne der japanischen Arbeiter sehr niedrig, ein Umstand, der Japan auf dem Weltmarkt sehr konkurrenzfähig macht, weshalb Amerika dem japanischen „Dumping" heute schon mit einiger Unruhe entgegensieht.

*

* **Einer, der sich selbst Denkmäler errichtet.** Ein reicher Bankier in Edinburgh, der neulich starb, hat 10 000 Pfund Sterling testamentarisch hinterlassen, wovon ihm riesige Statuen in den schottischen Städten errichtet werden sollen. Keine der Statuen soll unter 1000 Pfund kosten.

* **Das Brautpferd.** Im 16. Jahrhundert war es in

*

Zürich Brauch, daß die Bräute auf dem Hochzeitszug zur Kirche nicht zu Fuß gingen, sondern auf einem Pferd ritten. Das Pferd gehörte immer dem jeweiligen Stadtschreiber und hieß allgemein das „Brautpferd". Besonders beliebt war das Brautpferd, das im Jahre 1550 seine Dienste tat, denn es beförderte im Laufe dieses Jahres nicht weniger als 87 Bräute zur Kirche. Es war auch Brauch, daß die Frauen, wenn sie späterhin ihrem Brautpferd auf der Straße begegneten, zu ihm herantraten und es begrüßten und streichelten.



Lustige Rundschau



* **Gewissenhaft.** Krankenschwester, einen Schlafenden am Arm rüttelnd: „Aufwachen, mein Herr, aufwachen, es ist Zeit, daß Sie Ihr Schlafpulver nehmen."

*

* **Gewagte Annahme.** (Nach der Premiere.) „Was, ein fader Schmarren? Und ich sage Ihnen, nach hundert Jahren wird man noch dies herrliche Werk spielen." — „Na, wir werden's ja sehen."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.